

ANKA MAIROSE

DAS ERSTE  
DER  
LETZTEN  
ZEHN



aus einem selbstbestimmten  
Frauenleben

© 2019 Anka Mairose

Umschlaggestaltung: myMorawa  
unter Verwendung einer Grafik von Mari Girkelidse  
Lektorat: Mag. Hedka Seyr und Dr. Ilse Heinecke

Verlag: myMorawa von Morawa Lesezirkel GmbH  
ISBN: 978-3-99084-595-0  
Printed in Austria

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und des Autors unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

## KAPITEL 1

Jetzt, da so vieles ganz tief ins Vergessen hinabgesunken war und nur mühsam einige Funkelmomente aus dem Schlick der Vergangenheit hervorgeholt werden können, hat Zeit für sie eine zentrale Bedeutung gewonnen. *20 Jahre Ira im 20. Jahrhundert* stand auf der Geburtstagstorte für ihre Party. Der Franz hatte den Haselnuss-Vanille-Traum mitgebracht. Beides war lang vorbei: ihr wildes zwanzigstes Lebensjahr und auch das 20. Jahrhundert.

So oft hat Zeit seitdem Wunden geheilt. Der Spiegel zeigt nun eine Frau, die seit dieser Party mehr als zweimal so lang gelebt hat, davon im 21. Jahrhundert einen Lebensabschnitt, der ihr in jungen Jahren völlig unattraktiv, ja abstoßend, jenseits aller Vorstellung erschienen war.

„Ach, der Franz und der Tortenspruch! Der Oberösterreicher, der die Elisabeth so verehrt und den sie ungefragt zur Party mitgebracht hatte. Zu den anderen Partygästen passte er ja so gar nicht: rotwangig, stämmig, mit Clark Gable-Bärtchen und struppigen Haaren – dazu noch diese unpassende Kleidung in braun und kariert! Und doch bleibt er mir über mehr als vier Jahrzehnte hinweg lebendig: wegen der Torte. Nie mehr in meinem Leben hat es noch einmal so ein originelles Geschenk gegeben“, funkelt die Geburtstagsparty zum Zwanziger in Irenas Erinnerung auf. Das alles steht in engem Zusammenhang zu ihrer großen Liebe Neal, der im ersten der letztvergangenen zehn Jahre indirekt die wichtigste Rolle spielen wird.

Neal war damals nicht auf ihrer Geburtstagsparty gewesen, aber da waren seine langhaarigen Freunde, alles Engländer in Wien an der Uni, alle ‚heavy smokers‘, nicht nur von Zigaretten. Sein bester Freund Marc hatte ihr erzählt, was mit Neal seit ihrem Abschied von ihm in London passiert war.

Seine cool vorgebrachte Nachricht quittierte Ira ebenso cool, denn Coolness war in ihrer Clique Pflicht.

Obwohl sie dachte, sie hätte abgeschlossen, die Sinn- und Aussichtslosigkeit dieser Liebesgeschichte vernünftig erkannt, zerriss es sie innerlich bei Marcs Mitteilung. Neal sei in London mit Dope erwischt und per Richterspruch freigelassen worden unter der Bedingung, für die nächsten Jahre England nicht zu betreten. So sei er eben zu seinen Eltern und seinem Bruder nach Kenia gezogen.

Ira ließ diese Information ohne Nachfragen einfach so stehen - Fragen war ja so was von uncool – wagte es zwei Jahre später, den Neal ihrer Sehnsucht in Nairobi wieder zu finden, stürzte sich danach tapfer suchend, aber nüchterner ins Leben und Lieben.

Und doch: So sehr sie sich auch um Vergessen bemühte, Neal blieb immer bei ihr, wie ein ganz besonderes Geschenk in einer rotsamtenen Schatulle, die man selten öffnet, aber immer erfreut und voll Stolz darüber, sehr Wertvolles, sehr Anrührendes darin wieder zu entdecken.

All die Jahrzehnte danach stand und steht heute noch fest: Die mit Neal durchlebten Zeiten in Wien, London und Kenia waren außergewöhnliche Offenbarungen. Ein erstes Mal entfaltete sich um Ira herum unbekannte Größe und Weite, in ihrer Schulzeit nur geahnt und erträumt vor dem Einschlafen. Sparen und Enge, Einengung voll Argwohn

war die kleine Ira im grau-grantigen Wien gewohnt gewesen. Und dann – gleich im ersten Semester an der Uni - kam die entscheidende Veränderung in Iras Leben.

Im Audimax nach einer Psychologie-Vorlesung hatte der große, schlampig gekleidete Dunkelhaarige sie angesprochen: Neal mit dem weichen Mund, mit nach innen gewandtem Blick aus langbewimperten, kastanienbraunen Augen.

Da hat Ira ihre blauen Augen weit aufgemacht und die Arme ausgebreitet. Alles war zum ersten Mal in ihrem Leben: Fliegen und Landen im Swinging London, Erleben von Großbürgerlichem im Handeln und Denken, junge Leute Kennenlernen, die sich und was Neues ausprobieren, was wagen wollen.

Das Gefühl „Mir gehört die Welt“ hat sie danach nicht mehr verlassen. Iras 70er Jahre waren ein einziges Uarmen, Ausbreiten, Weiten, Rebellieren. „Man darf träumen, man darf sich was wünschen, man darf Ideen entwickeln“, war die Lebenslektion ihrer großen Liebe – der einmalig ersten.

Die nun so mächtige Regentin Zeit spielte im Leben der zwanzigjährigen Ira keine beherrschende Rolle. Wie leicht waren ein ganzer Nachmittag und Abend weg gewesen, damals, als sie und ihre Umgebung noch in dem Gefühl der Unsterblichkeit in zeitlosen Blasen gelebt hatten. „So viele Vormittage habe ich da verschlafen! So verschwenderisch bin ich mit Zeit umgegangen - ohne die Endlichkeit des Daseins zu begreifen“, denkt Irena heute bemüht, noch was zu erleben und zu schaffen in der Zeitspanne, die ihr in gutem Zustand bleibt. Heute wird Irenas Leben vom Be-

greifen der Vergänglichkeit dominiert. Seit dem Tod der Mutter vor vier Jahren hat sie ein verwundertes Empfinden über das Tempo, mit dem Zeit verstreicht. Die Pflegeheim-Jahre davor wollten nicht enden und nun kann sie es gar nicht fassen, dass die Mutter schon vier Jahre tot ist.

Natürlich war sich Irena auch früher bewusst, dass Zeit jeweils unterschiedlich lang wahrgenommen wird, ganz anders als von Uhren gemessen: Die zweite Woche der faden Österreich-Urlaube mit den Eltern und den beiden Schwestern war doch jedes Mal erstaunlich schnell vorbei gewesen. Das Versagen der Bremsen am R4 von Helmar, die paar Sekunden des Schlingerns bis zum Stillstand hatte sie als nicht enden wollend empfunden. Und klar, dass sich eine Stunde schriftliche Prüfung anders angefühlt hat als eine Stunde im Bett mit Schmusen, Liebe machen und Rauchen.

„Die Sorglosigkeit im Umgang mit Zeit kann ich mir als Frau in der zweiten Hälfte der Sechziger nicht leisten“, sagt sie sich, „Ich muss mit meiner Zeit haushalten, zehn wirklich gute Jahre könnten schon noch drinnen sein, aber nicht mehr viel mehr.“

Irena in einer bequemen Wiener Wohnung zu Hause, materiell gut gestellt: warum nicht noch zehn, vielleicht auch mehr wirklich gute Jahre? Bei ihrem Gesundheitsbewusstsein! Eine eigenwillige Frau ohne Nachkommen, die kompromisslos über ihr Leben bestimmen kann: warum nicht noch Zeit – Zeit fürs Da-Sein?

Irena hat dazu ein Projekt: Sie will die letzten zehn Jahre ihres Lebens aufrollen. Nach ihrer Überzeugung lasse sich alles, was davor liege, nicht mehr richtig erinnern,

aber die Essenz der letzten Zehn-Jahres-Zeitspanne könne sie doch abschätzen.

Der alten Freundin Elisabeth, die halbwegs zuhören kann und selten was abwertet, hat Irena ihr Vorhaben anvertraut: „Ich möchte mich mit dem Erinnern beruhigen, dass in zehn Jahren sehr viel passieren kann, Schönes, Wichtiges – das vom Schicksal überrascht und beschenkt werden macht Mut für die kommenden zehn Jahre. Es mildert mir die Angst vor einer trübseligen Zukunft jenseits der Siebzig. Natürlich könnte es sein, dass ich nicht mehr zehn weitere Jahre erlebe. Wer weiß schon sein Schicksal?“

Sie denkt dabei nicht verzagt, aber doch wehmütig an die Serie von Todesanzeigen ihrer Jugendidole aus der Popkultur, an unerheblich ältere Bekannte, die bereits auf fremde Hilfe angewiesen sind, und daran, als das Schicksal erstmals ihrer Familie zum Frösteln nahe gekommen ist, damals, als ihr Vater noch vor seinem sechzigsten Lebensjahr an einem Herzinfarkt gestorben ist.



## KAPITEL 2

Eine Wohnung von nicht einmal sechzig Quadratmetern für fünf Personen: Die Couch, auf der der Papa und Gäste gesessen, auf der sie und ihre zwei Schwestern in unbeobachteten Augenblicken rumgehüpft sind, wurde abends zum Schlafen für die „Große“ und die „Mittlere“ runtergeklappt. Irena, die „Kleine“, schlief in der Abstell- und Bügelkammer auf einem Ausziehbett, bis Familie Lensky sich Anfang der 60er Jahre eine größere Wohnung leisten konnte.

Am Küchentisch haben die drei Mädchen gezeichnet, gelesen, Hausübungen gemacht, geblödel und gestritten: Christina, Marina und Irena.

Ein Schluss-a in den Vornamen für die Enkelinnen hatte ihre slowakische Großmutter väterlicherseits Helena Lensky, die von ihnen geliebte „Lentschi-Omama“, energisch durchgesetzt. Die Abkürzungen dazu in ‚Tina‘ – ‚Ina‘ – ‚Ira‘ waren einmal an ihrem schwesterlich geteilten Tisch entstanden.

Und das kam so: Christina schrieb in Blockbuchstaben auf ein Blatt Papier mit Buntstiften ihren Namen: jeden Buchstaben abwechselnd in einer anderen Farbe. Marina rief begeistert: „Jö, da schau! Ich kann mich bei dir viermal einhängen. Ins R – ins I – ins N – ins A!“ und sie schrieb senkrecht viermal „Marina“. Irena steckte nun auch ihren Blondkopf zu den beiden hellbraunen Köpfen der älteren

Schwestern: „Ich will mich doch auch einhängen.“ Da radierte Marina gnädig einmal beim R ihren Namen aus und schrieb hastig „Irena“ runter: „So, da bist du!“ „Ich kann das doch selber!“, protestierte die siebenjährige „Kleine“, aber wie so oft, war es ihr aus der Hand genommen worden. Und die drei spielten weiter mit den Buchstaben, bis sie schließlich die Abkürzungen hatten. Christina, die älteste, hatte auch hier wieder ein Privileg: vier Buchstaben in der Namenskurzform.

Der Papa kommentierte all das schmunzelnd: „Also, habe ich drei kleine Eselinnen - drei goldige ‚I-A-s‘: Tina-Ina-Ira!“ Doch die Mama reagierte darauf nur mit Kopfschütteln und Nasenschrauben und blieb bei den Langversionen.

Ihr Leben lang hat die Mutter es bei ihrer Anrede von Irena zunächst mit „Chr...“, dann mit „Ma...“ – Ansatz versucht: Irena empfand das bitter-nachichtig als eine deutliche Anzeige für die Rangordnung der drei Zweijahresabstandstöchter.

Als Christina, Marina und Irena Teenager wurden, erweckten ihre Tanzkränzchen-Auftritte im schicken Dreier-Pack „Tina-Ina-Ira“ etwas Poppiges. Irena leistete jedoch der ton- und taktangebenden Christina bald nur mehr selten als „kleine Große“ Gefolgschaft. Die Rolle der „lachenden Dritten“ lag ihr nicht: Sie blieb lieber für sich.

Noch heute sind sich die beiden älteren Schwestern ähnlich und nahe im Wetteifern; bei den nun schon lange erwachsenen vier Neffen und der einen Nichte ist es nach wie vor üblich, einerseits von der ‚Tina-Tant‘, andererseits von der ‚Ina-Tant‘ zu sprechen; sie ist jedoch für die fünf

die ‚Tante Irena‘. Für alle in ihrem Umkreis ist sie nach dem Studium eine „Irena“ geworden. „Doch in der Studienzeit war ich eine Ira, die eigenwillig, rebellisch, beachtet war; da stand ‚Ira‘ für ein Anders-Sein mit Stil und Haltung. Das hatte was Extravagantes und gleichzeitig was Zorniges an sich!“, sagt sich Irena stolz auf diese Jahre voll innerer Umbrüche und offener Proteste.

Das Ira-Sein in der Familie hingegen war verbunden mit dem Druck des Nachgebens, des Sich-Bescheidens, des Aufgebens in tränenerstickter Wut. An ihr, dem unerwünschten dritten „Madl“, das Umstände machte und störte, wurde nur gespart, an ihr wurde aufgebraucht, was die anderen zwei Töchter zurückgelassen hatten. Drei streng gezischte Fragen: „Wozu soll das gut sein? Wozu brauchst du das? Ist denn das notwendig?“ ließen in ihr Ideen und Wünsche verkümmern. Sie wären ja mit Geldausgaben verbunden gewesen.

Noch heute erinnert sich Irena an ihren Erstkommunionstag als Beispiel für den dritten Platz in der Töchterriege. Vor dem großen Tag musste sie sich probeweise in die weißen Kleider ihrer Schwestern zwingen. Waren diese zwei kratzigen, engen Kommunionkleider aus Nylon an den Nähten beim Waschen eingegangen? Oder waren ihre Schwestern damals mit acht Jahren schmäler als sie?

„Zieh das an, zieh das schon an! Nein, probier das andere!“, die praktisch veranlagte Mutter Rosa prüfte und befand dann, welches Kleid den Tag überstehen würde, ohne eine Naht zu sprengen. Irena hatte sich Monate vor dem großen Tag in wunderschönen Kommunionkleidern gezeichnet, sich hineingeträumt in einen Prinzessinnenauf-

tritt. Ihren leise gemaulten Protest überhörte die Mutter; sie zerrte ihre Dritte in die weiße Nylonhülle hinein, strich und klopfte sie zurecht.

Tina, deren Kommunionkleid sie schließlich tragen musste, tritt heute an der Seite ihres kommunalpolitisch engagierten Ehemannes in teure Kostüme gezwängt auf. Wie viel leichter hat sie es nun im Vergleich zu ihrer ältesten Schwester! Wesentlich unbeschwerter auch ihr Leben als das der zweiten Schwester Ina.

Allen drei Frauen in der Familie ist Irena mit den Jahren über den Kopf gewachsen; ihr blonder Scheitel ragt einige Zentimeter höher empor. Da half alles nichts: Sie ist anders geworden als die Mutter wollte und die Schwestern anstrebten. Die kleine Große hat aus dem Abseits ganz woanders einen Platz gefunden.

„Drückende Schuhe, ein Strumpfbandgürtel aus festem Gummi mit wundscheuernden Metallteilen, bohrende Reißverschlüsse: Während meiner ganzen Kindheit hatte ich Kratziges, Hartes, Unnachgiebiges am Körper“, sagt sich Irena in Erinnerung an das Kommunionkleid. Ihre Vorliebe für weiche Stoffe und bequeme Schuhe begründet sie mit dem Eingeschnürt-Sein in den fünfziger Jahren.

So wie ihr Körper dumpfe Schmerzen mit sich geschleppt hatte, litt auch ihr kindliches Inneres im Nachkriegswien. Das Herz des kleinen Mädchens zog sich zusammen beim Anblick der vielen Krückengeher auf den Straßen. Ganz schnell, die erlebte Vergangenheit zurückdrängend führten die Erwachsenen sie an den verstümmelten Kriegsoptern vorbei. Appelle wie: „Schau nicht hin!

Das ist nichts für dich! Das geht dich nichts an“, begleiteten sie auf den Straßen Wiens.

Abschnüren, Wegschauen, Zurückstecken: Die ganze Schulzeit hindurch hatte sie Wegdrückendes und Zusammengedrücktes verinnerlicht.

Kein Wunder, dass ein junger Mann wie Neal, der von Kind auf die weiten Horizonte von Kenia in sich und mit sich trug, Ira über alle Maßen faszinierte.



### KAPITEL 3

Irena durchsucht kniend die Fächer in dem nussbaumfurnierten Schrank nach Zeugnissen der ab der Jahrtausendwende gelebten Jahre. Sie stellt die Schachteln mit Drucksachen von Reisen und Kulturveranstaltungen zur Seite und holt ihre lückenhaft geführten Tagebücher hervor. Alle haben unterschiedliche Formate und Umschläge.

Ein hellgrünes mit einem Ginkgoblatt vorne drauf ist schließlich das richtige, das zehn Jahre alte: Anfang des Jahres dicht beschrieben, später im Jahr manchmal nur ein, zwei Einträge pro Woche, im Monat August gar keine.

Ein DIN A5 Heft aus dem bewussten Jahr mit einem von Irena gestalteten Umschlag füllt diese Zeitlücke von einem Monat. Aus Prospekten hatte sie Elefanten, Büffel, Löwen, Leoparden und ein Nashorn ausgeschnitten. Diese „Big Five“ kleben als Collage auf dem Reisetagebuch, in dem Irena ihre Safari-Eindrücke in Kenia und Tansania festgehalten hatte.

Irena schlägt das Tagebuch aus dem ersten der letzten zehn Jahre auf, ein gefaltetes Blatt, am PC geschrieben, fällt heraus. „Jännergedanken“ steht handschriftlich darauf, aber keine Jahreszahl. Sie beginnt zu lesen, denn gerade ist wieder Jänner, und sie erinnert sich allmählich. Das war vor noch nicht so langer Zeit, vielleicht vor fünf Jahren, unter dem Eindruck eines öden Silvesters in einer

Runde von alten Freunden, schon wieder - noch immer mit dem Albert. Auf dem Blatt steht:

*Das Feuer ist heruntergebrannt, die Glut lässt sich wieder entfachen, wenn man sich beständig darum bemüht: aus einem Stück Karton einen Fächer basteln und ordentlich Muskelkraft einsetzen, einen Blasebalg betätigen, die Lungen anstrengen, in die Glut hineinblasen. Sonst wird es nichts mit dem Grillen, Garen und der Wärme. Wir alle brauchen in jeder Jahreszeit Glut.*

*Und auch in mir glimmt noch immer die Glut, aber ich muss immer mehr innere Kraft aufwenden, um nicht zu erkalten.*

*Manchmal kommt ein Brandbeschleuniger von außen, der mir meinen ganzen Reichtum des Gelebten vor Augen führt und mich Funken sprühen lässt, aber nur manchmal, meistens brauche ich viel Disziplin zum Feuer-Entfachen. Ich muss meinen Körper durch Bewegung erhitzen, singend, Applaus spendend mich begeistern.*

„Was für Gedanken hab ich da niedergeschrieben! Wieso vergesse ich das Anfeuern meiner Energie immer wieder“, fragt sie sich und denkt nach, was ihr noch helfen könne, lebendig zu bleiben. Irena fällt spontan Spaß als Glücksquelle ein: „Spaß haben und Spaß machen, lachen, Tränen lachen, liebe Menschen und Tiere umarmen, an sich drücken, Kontakt zu Kindern, zu jungen Leuten, sich selbst lieben, seinen Körper, sein Geschlecht, seine Lust.“

Langsam klappt sie das hellgrüne, zehn Jahre alte Buch

zu, streicht mit der Hand über das Ginkgoblatt am Umschlag und bleibt beim Gedanken an Lust hängen, lässt all die Freunde und Freundinnen Revue passieren und fragt sich, wer von all denen Glut entfachen könnte, wo ein lieber Mensch ist, den sie ganz fest in die Arme nehmen möchte, mit dem sie sich vereinigen möchte.

Einen gäbe es, manchmal in ihrem Hinterkopf aufflackernd, der ein Brandbeschleuniger werden könnte, aber sie traut sich nicht so recht an ihn zu denken.

Der heurige Silvester auf Teneriffa in dem All-inclusive-Hotel, den sie besser ganz allein als mit der ess- und schlafgestörten Kollegin aus dem Italienischkurs verbracht hätte, verströmte auch wieder mehr das Flair eines Altersheimes; abgesehen vom jubelnden Personal um Mitternacht beim Verspeisen der „doce uvas“, der zwölf Trauben, die man nach spanischer Tradition in den letzten Sekunden des zu Ende gehenden Jahres hineinstopfen muss, damit im nächsten alles gut läuft.

Irena hört innerlich kraft- und freudlose Stimmen von Menschen, die sie schon Jahrzehnte lang kennt, zieht das ausgedruckte Blatt aus dem Tagebuch raus, liest nochmals ihre Gedanken zu Feuer und Glut und schreibt ganz groß in Blockschrift, drückt mit dem Kugelschreiber ganz fest auf: „Lauter Eigenbrötler entwickeln sich im Lauf des Lebens heraus. Kann und will ich mit denen mein Brot essen?“

Und dazu im Gedankenspiel an mehr Verbindlichkeit mit dem einen, der seit letztem Herbst ihre Gedanken und ihr Smartphone erhellt, noch den ernüchternden Schlusssatz: „Nähe ist gefährlich! Nähe entzaubert!“. Irena fühlt sich ganz einsam und geht fröstelnd ins Bett.

Unter ihrer Decke hüllt sie sich in Erinnerungen an den Tagebucheintrag in diesem zu Neal wegweisenden Jahr:

*Wieso bist du mir so nah?*

Das Gefühl der Einsamkeit weicht wohliger Wärme, liebevolles Aufgehoben-Sein umfängt sie; ein wenig ist ihr wie vor zehn Jahren zumute.

Es scheint Irena, dass ihr mit den Jahren der Zugang zu tiefen Schichten ihres Unterbewusstseins immer besser gelingt. Die Ira der 70er Jahre hingegen war viel zu unsicher gewesen, zu sehr abgelenkt durch immer neue Eindrücke und Herausforderungen, um einmal genauer bei Marc nachzufragen, was Neal in Kenia so treibe, oder um ihn direkt zu kontaktieren: Ein Unternehmen, das in dieser Zeit sehr viel Geduld erfordert hätte, denn der Postweg zwischen Österreich und Kenia war lang.

Ira hielten soziales Experimentieren in der linken Szene, Aktionen in der Frauenbewegung, Sich-Einlassen auf Wiener Szeneleute in Bann. Nach ihrer etwas ernüchternden Kenia-Reise war kaum Platz für einen Gedanken an Neal: Fertigstudieren, Sich-Engagieren, Protestieren standen im Focus.

Doch als die 70er Jahre sich dem Ende zuneigten, kamen Tage und Nächte, in denen sie die Nähe von Neal sehr stark gespürt hatte, verbunden mit Schlaflosigkeit, Beklemmung und innerer Unruhe. Durch verstörende Bilder von ihm in ihrem Kopf wollte Ira dringend Nachricht bekommen.

Da sie die unsichere Postzustellung in Kenia und auch die Schreibfaulheit von Neal kannte, entschloss sie sich endlich an Marc nach London zu schreiben. Der Antwort-

brief beginnt mit flapsigen Neckereien - ganz Marc! – und bricht ab, wird mit neuem Datum ein paar Tage später fortgesetzt:

*„Liebe Ira, wir sind alle sehr traurig und ich muss dich auch traurig machen. Ich habe von Dave die furchtbare Nachricht bekommen, dass Neal bei einem Autounfall im Norden von Kenia tödlich verunglückt ist.“*

Begleitet von der Frage, warum sie nach Zeiten ohne Kontakt so aufgerüttelt gespürt hatte, dass etwas mit Neal passiert war, ging Ira mit der verkapselten, uneingestanden Trauer monatelang in Wien rum. Niemand gab es, der sie auffangen konnte, niemand, dem sie sich anvertrauen mochte. Trauerlektionen gab es für die Nachkriegsgeneration nicht: weitermachen, sich nichts anmerken lassen, unberührt bleiben, was taugen war Tugend.

Zu gut hielt Ira die rotsamtene Schatulle verschlossen im Zweifeln über die Aussichten dieser Liebe. Aber es war doch eine große, tief romantische Liebe: Es muss so gewesen sein, sonst hätte sie nicht diese Präsenz im Abwesenden und sein Ableben so intensiv verspürt. Der einzige Mann in ihrem ganzen bisherigen Leben, der ihre Vorlieben geteilt hatte, der, wenn er schrieb, was ja selten vorkam, wunderbare Briefe verfasste, der so leidenschaftlich lieben und so herzlich lachen konnte. Der erste Mann in ihr.

Damals, noch nicht dreißig Jahre alt, hatte sie nicht genauer nachgefragt; nicht gewagt zu trauern: Gefühle zuzulassen war für sie in der kriegsabgehärteten Familie von klein auf mit Angst verbunden. Ein derart verquerer Zugang zu ihrer Gefühlswelt hinderte Ira daran, auf Marcs Hiobsbotschaft adäquat zu reagieren: Nicht fragen – unberührt bleiben – Kopf in den Sand – weiter suchen, einen

„Vernünftigen finden“. Mit Ende zwanzig sei es „an der Zeit“, befanden die Mama und die beiden Schwestern, die verheirateten, jungen Mütter Tina und Ina.

Das Studium lag hinter Ira, vor ihr die Frage, wie weit sie sich in Wien etablieren sollte und wollte.

Doch die Ermahnung unter Frauen, das Ticken der biologischen Uhr nicht zu ignorieren, blieb vergeblich. Spätestens mit Mitte dreißig war Irena des Wartens auf „Mister Right“, der den perfekten Daddy abgeben könnte, überdrüssig. Ohne Sinnkrise hatte sie Vorstellungen von Familiengründung ad acta gelegt und lebte ihr beruflich erfülltes Single-Dasein unterbrochen durch mehr oder weniger lang dauernde Männerbeziehungen. Irena hatte Spaß an der Arbeit mit den Studierenden, war in einem verlässlichen Freundeskreis eingebunden, lernte auf Reisen viele Länder und Städte kennen. Kongresse, Fortbildungen, Artikel, Vorträge brachten ihr berufliche Anerkennung. Neal rückte immer weiter in die ferne Vergangenheit.

Vor zehn Jahren aber spürte Irena eines Nachts wieder Neals physische Nähe, aber nicht beängstigend wie damals bei seinem Tod, sondern liebevoll sie einhüllend. Nicht ganz wach, doch auch nicht träumend, meinte Irena Neals Gesicht zu sehen, ihr lächelnd zugewandt, auf dem Polster neben sich – einen Hauch entfernt. Seine dunklen, beschatteten Augen tief in ihre, sein Gesicht, sein ewig junges Gesicht strahlend: Neal ist gerade mal dreißig Jahre alt geworden.

Sein golden lächelndes Betrachten ganz nah neben ihr: „Was ist da? Ich muss es jetzt endlich wissen.“ Irena setzte sich ruckartig auf im Bett, um das Gefühl der unsichtbaren